

# Hessisches Pfarrblatt

## Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck

Zukunft des Pfarrerberufs zentrales Thema  
beim Kurhessischen Pfarrtag **91**

Inklusion – Ein Beitrag zur Diskussion  
Die Einbeziehung behinderter Jugendlicher  
im Konfirmandenunterricht **91**

Unbezahlter Dienst für Leib und Seele  
Diakonissen in Hutten 1923 bis 1945 **97**

Ausstellung „Macht des Glaubens“ in Heidelberg  
Aus der Kurpfalz in alle Welt **103**

## EDITORIAL

### Liebe Leserin, lieber Leser,

nichts bleibt, wie es ist – das ist eine Binsenweisheit. Aber wahr. Und sie hat Konsequenzen.

Manchmal sind die Konsequenzen bedauerlich, gar beklagenswert: in Bezug auf die Pfarrstellenanpassungen zum Beispiel. Potentiale und Arbeitskraft/Arbeitskräfte einsparen zu müssen wird wohl niemand begrüßen. Wie man bei allem das Beste daraus machen kann, wie die Zukunft des Pfarrberufs in guter Weise gestaltet werden kann und wie dieser sich wohl in den kommenden Jahren verändern wird, damit beschäftigte sich der diesjährige kurhessische Pfarrtag (s. Seite 91).

Nichts bleibt, wie es ist – das eröffnet ja auch die Möglichkeit für Verbesserungen des Ist-Zustandes. Immer deutlichere Bestrebungen in Richtung auf eine inklusive Gesellschaft werden sichtbar, Hürden auf den Wegen der Umsetzung werden benannt und überwunden. Das ist zu begrüßen und macht Mut auf dem Weg in die Zukunft. Zur Inklusion im Bereich des Konfirmandenunterrichts äußert sich der Beitrag von Annette Hestermann auf den Seiten 91 ff.

Dass nichts bleibt, wie es ist, und die Zeiten sich ändern, macht auch der Aufsatz von Hans-Hermann Wischnath über die Diakonien

in Hutten in den Jahren von 1923 bis 1945 bewusst. Als Kind der 60er- und 70er-Jahre macht mich die Schilderung der Kriegsjahre beklommen, und ein Gefühl der Erleichterung ergreift mich, diese Zeit nicht miterlebt zu haben. Andererseits bin ich mir klar darüber, dass dieses Gefühl viel zu kurz greift, dass ich vieles aus dieser Zeit gar nicht beurteilen kann. Ich staune über die Kraft, die Menschen gefunden haben, um sie zum Guten einzusetzen. Und ich frage mich unwillkürlich, wie ich selbst mich verhalten hätte – ohne eine Antwort zu finden.

Nichts bleibt, wie es ist – hoffentlich war das auch in der Ferienzeit in positiver Weise spürbar: mit weniger Terminen, weniger Hetze, weniger Arbeitsdruck. Wir wünschen dies jedenfalls Ihnen und uns allen, damit die Kraftreserven wieder aufgetankt sind, wenn die Urlaubszeit vorüber ist und der Alltag wieder im Gang ist.

Noch ein paar ruhige Ferientage sowie Zeit und Lust zum Blättern und Lesen in der vorliegenden Ausgabe des Hessischen Pfarrblattes wünschen von Herzen

Ihr/e

*Maik Dietrich-Gibhardt und Susanna Petig*

## Der Gerechtigkeit eine Stimme geben

### Spurensuche in jüdischer, christlicher und muslimischer Tradition

Hierzu lädt der Initiativkreis Ruhestand für Pfarrerinnen und Pfarrer der EKHN alle Ruheständler/innen mit ihren Partnern/innen vom **7. bis 10. Oktober 2013** zum **12. Emeritenkolleg** ins Martin-Niemöller-Haus, Arnoldshain, ein.

Referieren werden zur jüdischen Tradition Rabbinderin **Dr. Elisa Klapheck**, Frankfurt, zur islamischen Tradition Herr **Ertugrul Sahin**, Uni Frankfurt, und zur christlichen Tradition Prof. Dr. Lukas Bormann, Erlangen. **Ulrike Scherf**, Stellvertreterin des Kirchenpräsidenten, Darmstadt wird über Gerechtigkeit als Maßstab kirchenleitenden Handelns sprechen.

Dazwischen gibt es Zeit für Erholung, Spaziergänge, Gymnastik, gemeinsames Singen und Gespräche.

#### **Anmeldung und Auskünfte:**

Pfr.i.R. Christian Wahner, Röderbergweg 110, 60385 Frankfurt am Main, Tel./Fax: 069/425608 oder per E- Mail: ChristianWahner@aol.com

# Zukunft des Pfarrerberufs zentrales Thema beim Kurhessischen Pfarrtag

Fulda (medio). Am Mittwoch (13.6.) diskutierten Pfarrerinnen und Pfarrer der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck in Fulda über die Zukunft ihres Berufes. Rund 70 Theologinnen und Theologen waren der Einladung des Pfarrvereins der Landeskirche zum Kurhessischen Pfarrtag in das Haus Oranien gefolgt. Prominenter Gast und Referent war Bischof Prof. Dr. Martin Hein.

Thematisiert wurden bei der Veranstaltung auch die geplanten Reformen in der Landeskirche, die der «Zukunftsausschuss» in seinem Abschlussbericht auf der Frühjahrstagung der Landessynode im April 2013 empfohlen hatte. Der Ausschuss schlägt u.a. vor, im Pfarrdienst bis zum Jahr 2026 bei den Gemeindepfarrstellen 133 und bei den funktionalen Pfarrstellen 94 einzusparen. Darüber zeigten sich die Pfarrerinnen und Pfarrer besorgt.

Bischof Hein bekräftigte, dass die Reformen nötig seien, um in einer kleiner werdenden Kirche die Kraft zum Neuen zu erhalten und als Volkskirche in der Fläche präsent zu bleiben, berichtete die Fuldaer Zeitung. «Viele

Pfarrer haben den Eindruck, es werde immer mehr auf ihren Schultern abgeladen. Manche Mitteilung der Synode hat die Stimmung nicht aufgehellt», sagte Pfarrer Frank Illgen, Vorsitzender des kurhessischen Pfarrvereins. Der Vorsitzende der Pfarrervertretung, Pfarrer Andreas Rohnke ergänzte, dass bei den Pfarrerinnen und Pfarrern viel Unklarheit darüber herrsche, wie Stellenstreichungen umgesetzt werden. Außerdem gelte die Sorge der Kolleginnen und Kollegen der zunehmenden Arbeitsbelastung und dem Zustand der Pfarrhäuser.

Während der Podiumssitzung, die von Pfarrer Christian Fischer, Leiter der Medienagentur medio in Kassel, moderiert wurde, widersprach Bischof Hein der These, dass in der Pfarrerschaft eine «depressive Grundtendenz» herrsche. Es gebe Kritik, aber keine Grundhaltung des Jammerns, so der Bischof in Fulda. (13.06.2013)

Homepage [www.ekkw.de](http://www.ekkw.de) aufruf13.06.2013

## INKLUSION – EIN BEITRAG ZUR DISKUSSION

# Die Einbeziehung behinderter Jugendlicher im Konfirmandenunterricht

Annette Hestermann

### Grundsätzliche Überlegungen

Im Dezember 2006 hat die Generalversammlung der Vereinten Nationen in New York das Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen verabschiedet. Deutschland hat das Übereinkommen im Februar 2009 ratifiziert. In den einzelnen Bundesländern wird diese Konvention nun auch innerhalb der Bildungspolitik beraten und auf unterschiedliche Weise umgesetzt.

Auch die Synode der EKKW hat sich auf der Frühjahrstagung 2012 mit diesem Thema befasst und die Erarbeitung eines Leitfadens zur Inklusion beschlossen.

Dem christlichen Menschenbild entsprechend ist die Integration behinderter Menschen in die Gesellschaft und das Miteinander in der einzelnen Kirchengemeinde schon lange selbstverständlich, wenn auch in der Praxis sehr unterschiedlich umgesetzt.

Grundsätzlich zu unterscheiden ist zunächst der Umgang mit körperlichen und mit geistigen Behinderungen.

Für Menschen mit **körperlichen Behinderungen** gibt es zwar spezielle Seelsorge (Blinden-, Gehörlosenseelsorge), aber vor Ort wird die Teilhabe am Gemeindeleben längst nicht überall ermöglicht: es gibt zwar Gesangbücher

für blinde Menschen, rollstuhlgerechte Zugänge zu Gemeindehäusern und Kirchen, Vorrichtungen für Hörgeschädigte in Kirchen – sie sind aber nicht flächendeckend vorhanden oder werden wenig genutzt.

Menschen mit **geistiger Behinderung** sind oftmals über lange Zeit in besonderen Einrichtungen zu Hause gewesen und dort häufig auch geistlich betreut worden. Erst im Zuge der Dezentralisation leben wieder vermehrt geistig behinderte Menschen in den verschiedenen Gemeinden.

**Die Integration behinderter Jugendlicher in den Konfirmandenunterricht ist wiederum eine Aufgabe, die im Zuge der Inklusionsdebatte eine deutlichere Aufmerksamkeit verdient.**

Die Integration behinderter Jugendlicher hat sich bisher nur teilweise auf den Konfirmandenunterricht erstreckt.

Das hat in der Sache auch damit zu tun, dass die Konfirmation eigentlich die Bestätigung der Kindertaufe durch den/die heranwachsende/n Jugendliche/n ist und einen bewussten Akt darstellt, eine aktive Bejahung der eigenen Taufe. Insofern sind Konfirmandenunterricht und die Konfirmation nicht in jedem Falle – etwa bei schwerer geistiger Behinderung – umsetzbar und auch inhaltlich nicht unbedingt erforderlich. Selbstverständlich aber geht die Bedeutung der Konfirmation in der Volkskirche weit über einen aktiven Glaubensakt hinaus – die Jugendlichen werden sehr deutlich auch von ihrer Umgebung als eigene, erwachsen werdende Menschen wahrgenommen und erfahren zusammen mit ihren Familien eine große Wertschätzung. Auch die Einsegnung oder die Teilnahme am Abendmahl sind kein in erster Linie intellektueller, sondern ein performativer Akt.

**So sollte vermehrt nach Formen gesucht werden, die die flächendeckende Einbeziehung behinderter Jugendlicher in Konfirmandenunterricht und Konfirmation ermöglicht.**

Nicht die Frage „ob“, sondern die Frage „wie“ Jugendliche mit Behinderungen am Unterricht und der Konfirmation partizipieren, sollte erörtert und nach Modellen gesucht werden.

### **Beobachtungen**

Bisher ist auf der Ebene der Kirchengemeinden, was die Integration behinderter Jugendlicher in den Konfirmandenunterricht bzw. was

die Konfirmation behinderter Jugendlicher angeht, eine uneinheitliche Situation zu beobachten, die m. E. im Wesentlichen vom persönlichen Engagement von PfarrerInnen und Pfarrern, aber auch von Art und Weise und Grad der Behinderung abhängt.

- Mancherorts werden ganze Gruppen gemeinsam unterrichtet und konfirmiert, vor allem da, wo PfarrerInnen ihre Pflichtstunden für den RU in Förderschulen absolvieren.
- In Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen übernehmen die zuständigen PfarrerInnen diese Aufgabe.
- Jugendliche mit einer Körperbehinderung besuchen den Unterricht, wenn die räumlichen und körperlichen Gegebenheiten dies zulassen.
- Lernbehinderte Jugendliche sitzen „mit dabei“, ohne eigens gefördert zu werden und werden mit konfirmiert.
- PfarrerInnen und Pfarrer fühlen sich überfordert von der Aufgabe der Integration Behindertener und „übergehen“ das „Problem“, indem es nicht thematisiert und aufgegriffen wird bzw. die Jugendlichen gar nicht erst mit zum Konfirmandenunterricht eingeladen werden.

Bisher gibt m.W. es keinen Leitfadens und keine systematische Bearbeitung für diese Aufgabe. Eine solche Empfehlung zu erarbeiten erscheint mir besonders auch deshalb wichtig und notwendig, da Konfirmandenunterricht schon unter den jetzt gegebenen Bedingungen eine Herausforderung darstellt: von der Förderschule bis zum Gymnasium sind Jugendliche aus allen Schulformen versammelt, die normalerweise durch das Schulsystem getrennt sind und nur zuweilen im Sportverein oder im familiären Rahmen aufeinandertreffen. Auch hier ist es ohne weitere Unterstützung oft sehr schwierig, allen Bedürfnissen und Anforderungen Rechnung zu tragen.

### **Erfahrungsberichte**

Fünf Beispiele aus der kollegialen Praxis:

1. **A.** ist ein Kind mit Down-Syndrom aus einer sozial schwachen Familie, von dem die Pfarrerin über Dritte gehört hat. A. besucht eine Schule für Praktisch Bildbare und ist nicht in der Lage, dem Unterrichtsgeschehen zu folgen. Als A. 12 Jahre alt ist, nimmt P. mit der Familie und der Schule Kontakt auf. P. entwickelt mit der Schule ein Kon-

zept, wie A. mit den gleichaltrigen Mitkonfirmanden in Kontakt kommen kann und vereinbart eine verkürzte Konfirmandenzeit zum Ende der 1½ Jahre des Unterrichts: A. besucht in den letzten Wochen vor der Konfirmation mehrmals den Konfirmandenunterricht, der dann verkürzt ist. In mehreren Kleingruppen besuchen sie A. in der Schule: A. backt für sie und sie essen gemeinsam. Auch wenn es Ekelgefühle gibt bei den Mitkonfirmanden – sie sind sehr berührt, essen brav ihren Kuchen auf und üben vor der Konfirmation mit dem/der Mitkonfirmandin das Konfirmationslied „Laudato si“, das A. voller Freude mitsingt. Die Konfirmanden wünschen sich, dass die Konfirmandengabe an die Schule für Praktisch Bildbare in der osteuropäischen Partnergemeinde geht.

2. **B.** besucht Kindergarten, Grund- und weiterführende Schule als Integrativkind, das wegen einer Lähmung und insgesamt fragiler Gesundheit im Rollstuhl sitzt. Die Zusammenarbeit mit den Eltern gestaltet sich über die gesamte Konfirmandenzeit schwierig. Ein Besuch zu Hause ist nicht erwünscht; die Gespräche verlaufen überwiegend telefonisch, im Pfarramt oder am Rande des KU. Die Eltern erwarten einen Unterricht, der sich an den Möglichkeiten ihres Kindes orientiert – d.h. keine Bewegungsspiele oder Ausflüge etc.. Sie sind sehr verletzlich und hegen hohe Erwartungen an die finanziellen und personellen Möglichkeiten bei gleichzeitiger Abgrenzung. Das Kind soll gefördert werden, doch der Aufbau einer persönlichen Beziehung zu P. oder anderen Betreuungspersonen wird unterbunden. P. versucht in der Konfirmandenzeit, die Bedürfnisse von B. und den anderen Jugendlichen in Einklang zu bringen, was eine Gratwanderung bleibt: auf der einen Seite die eingeschränkten Bewegungsmöglichkeiten bei B. und auf der anderen Seite der altersentsprechende Bewegungsdrang der anderen sowie das Bemühen um einen lebendigen Unterricht, z.B. mit externen Unterrichtsorten. Hilfreich dabei ist professionelle Beratung durch entsprechende Institutionen. So kann auch eine gemeinsame Konfirmandenfreizeit in einem Haus mit behindertengerechtem Trakt mit einer zusätzlichen Betreuungsperson durchgeführt werden.

Für andere externe Lernorte organisiert P. in Absprache mit den Eltern, dass B. mitkommen kann, was teilweise einen erheblichen Aufwand (z.B. bei der Bahn) bedeutet – für diese Familien leider der Alltag. Dennoch sagen die Eltern kurz vorher jeweils wieder ab mit der Begründung, das sei doch nichts für B. und stellen wiederholt die Frage, warum nicht mit Rücksicht auf B. diese Ausflüge generell entfallen.

Es gelingt P. nicht, trotz dieser und anderer Bemühungen, das Vertrauen der Eltern zu gewinnen. Auch kann P. bzw. der Kirchenvorstand einigen Erwartungen der Eltern an die Kirchengemeinde aus räumlichen und auch finanziellen Gründen nicht entsprechen. B wird konfirmiert, die greifbare Enttäuschung der Eltern und das Bedauern über die schwierige Zeit seitens P. bleibt.

3. **C.** ist von Geburt an geistig behindert und im Alter von 13 Jahren zwar fast so groß wie ein/e (übergewichtige/r) Erwachsene/r, aber geistig etwa auf dem Stand eines zwei- bis dreijährigen Kindes.

C. kann nicht lesen und schreiben und hat auch Schwierigkeiten, sich Namen zu merken, ist sehr lebhaft und distancellos kontaktfreudig, ruft und lacht manchmal laut, kann aber auch aggressiv werden, vergisst manchmal, rechtzeitig auf die Toilette zu gehen. C. besucht eine Förderschule und ist vielen Jugendlichen von den Busfahrten her bekannt. Die Kinderkirche hat C. bis dahin nie besucht. Ein älteres Geschwisterkind hat vor Jahren den KU besucht und schon damals gab es eine Vereinbarung, zu gegebener Zeit miteinander zu sprechen über die Beteiligung von C. am KU. Das geschieht dann. C.s Verhalten ist so, dass P. es als sehr schwierig und C. und den anderen nicht angemessen erachtet, C. in den normalen KU mit hineinzunehmen; auch ein Konfirmationsgottesdienst wäre zu lang. So schlägt P. den Eltern ein Modell vor, in das diese einwilligen:

Auf dem Elternabend zur Konfirmation erzählt P. von C. und kündigt an, dass es in einigen Monaten eine weitere Konfirmation dieses Jahrgangs geben wird und dass alle dazu eingeladen sind. Die Eltern erklären sich deutlich dafür, dann auch noch einmal zu kommen. Im Unterricht fragt P., wer sich bereit erklärt, C. nach der eigenen Konfirmation für einige Monate zu begleiten. Da-

zu melden sich fünf Konfirmandinnen. Nach der Konfirmation des Jahrgangs treffen sie sich meist in wöchentlichem Rhythmus: zunächst holt P. C. von zu Hause ab und kommt mit C. zum Gemeindehaus, wo jeweils zwei Mitkonfirmandinnen warten – später wechselt es zwischen Bringen durch die Mutter und Abholen durch P., manchmal mit den Mitkonfirmandinnen. Alle bekommen einen Terminplan, der ihre „C.-Dienste“ einteilt.

Die jeweils etwa halbe Stunde wird in einem immer gleichen Ablauf gefüllt mit Vorstellung der Namen, Bewegungslied (Schenk uns Zeit, Gib uns Ohren, die hören, unter Gottes Regenbogen), einer biblischen Geschichte mit Hilfe der Kaes-de-Cort-Bibel (Jesus im weißen Kleid) oder einem Erzählkoffer aus der Kinderkirche, manchmal einem gemalten Bild, einem kurzen Gebet und wieder einem Bewegungslied. Die Rolle der Mitkonfirmandinnen beschränkt sich meist auf das Mitmachen, weil es ihnen schwer fällt, mit den ungestümen Emotionen von C. umzugehen; dennoch bleiben sie in ihrer Begleitung einigermaßen verlässlich.

Sie backen auch zusammen Pizza oder spielen etwas. Sie schauen sich die Kirche an und erklären den Raum und die Gegenstände. Alles geht nur in sehr kurzen Teilstücken und sehr elementarisiert vonstatten. Am Ende bringt P. C. nach Hause. Für C. werden diese Termine sehr wichtig.

Schließlich nehmen sie die Konfirmation in den Blick, die Anfang September gefeiert wird (vgl. Gottesdienst im Anhang). C. freut sich sehr darauf, hat aber Angst, allein vor der Gemeinde zu stehen. Die Zusicherung und auch die praktische Probe, dass die Mitkonfirmandinnen C. geleiten, verleihen ihm/ihr Sicherheit. Zur Konfirmation wird noch einmal der ganze Jahrgang eingeladen, knapp die Hälfte kommt mit Eltern zu der Feier dazu. Es wird eine sehr bewegende Feier und C. wird von diesem Tag sagen, dass es sein/ihr schönster Tag im Leben war. Zum Erntedankfest kommt C. zum Abendmahl und nimmt seither in unregelmäßigen Abständen an der Kinderkirche teil, wo C. von den viel jüngeren Kindern akzeptiert wird. Die Mitkonfirmandinnen lernen, wie wichtig es C. war, dass sie ihn/sie begleitet haben. Diese Konfirmation bewirkt, dass C.

im Ort viel besser bekannt, wahr- und angenommen wird.

4. **D.** ist ebenfalls von Geburt an behindert, kann (schlecht) lesen und schreiben und ist eher als psychisch krank zu beschreiben. Als kleineres Kind ist B. immer wieder mit dabei in der Kinderkirche, bis die Mitarbeiterinnen mit der Betreuung überfordert sind, weil D. während der Stunden immer wieder Wahnvorstellungen äußert und manchmal nicht zu beeinflussen ist, wegläuft etc. Auf die Bitte an die Eltern, D. zu begleiten, reagieren diese gekränkt.

Als die Anmeldung zur Konfirmation naht, kommt die Mutter auf die Pfarrerin zu und sie verabreden ein Gespräch auch mit D., damit sie D. besser kennen lernt. P. bespricht mit den Eltern mehrere Modelle, wie die Konfirmandenzeit von D. gestaltet werden könnte. Eine generelle Einbindung in den KU erscheint P. nicht sinnvoll, weil D. eine besondere Zuwendung braucht und durchaus in der Lage ist, eine ganze Gruppe gezielt „aufzumischen“. D. hat kein Interesse am Kontakt mit den Mitkonfirmanden, die wiederum sehr verunsichert sind, wie sie mit D. umgehen sollen. Eine gesonderte Konfirmation wird von Seiten der Eltern nicht gewünscht – sie möchten gerne, dass ihr Kind gemeinsam mit den anderen Mitkonfirmanden konfirmiert wird.

So lädt P. D. in unregelmäßigen Abständen in den KU ein, wenn es sich thematisch anbietet, z.B. wenn sie gemeinsam einen Film sehen. Ansonsten haben sie Einzelgespräche, die offenbaren, dass D. durchaus auch differenziertere Gedankengänge nachvollziehen kann und grundsätzliche Anfragen an den Glauben hat, die D. aber nur bei persönlicher Zuwendung äußern kann. Die Einbeziehung in den Unterricht muss P. abbrechen, weil D.s manchmal wahnhaften Äußerungen nicht kompatibel sind mit den lebhaften anderen 14-jährigen, selbst wenn der Vikar als zusätzliche erwachsene Person mit im Unterricht ist.

Im letzten halben Jahr werden diese Gespräche regelmäßig vom Vikar bzw. von P. übernommen, gestalten sich aber zunehmend schwieriger, weil D. altersentsprechend pubertär oft nicht mehr gesprächsbereit ist. Immer wieder sind hier dann auch Gespräche mit der Mutter nötig und wichtig. Während der Konfirmandenzeit be-

sucht die Mutter gelegentlich mit D. den Gottesdienst, was er/sie aber immer mehr verweigert.

In den letzten Wochen vor der Konfirmation nimmt D. an den Proben zum Gottesdienst teil und wird dann auch mit konfirmiert. Zur Einsegnung wollte eigentlich die Mutter D. nach vorne begleiten; er/sie kommt dann aber alleine. Für die Eltern ist dieses Fest sehr wichtig gewesen, insbesondere, dass ihr Kind wenigstens hier „wie alle anderen“ dabei gewesen ist.

5. E. ist von Geburt an schwer geistig und körperlich behindert, kann zwar laufen, aber kaum und sehr schwer verständlich sprechen und ist stets sturzgefährdet. Bis zum Alter von 6 Jahren lebt E. bei seiner/ihrer Familie und besucht einen integrativen Kindergarten. Die dann doch mäßige Qualität der Betreuung durch die Förderschule vor Ort und E.s immer weiter wachsender Betreuungsbedarf bewegt die Familie schweren Herzens dazu, E. in ein Internat zu geben, wo E. spezielle Förderung erfährt und spürbar große Fortschritte gerade im sprachlichen Bereich macht. E. ist jedes Wochenende zu Hause.

Die Begleitung der Eltern vollzieht sich über die Jahre hin und ist als ausgesprochen kooperativ zu beschreiben. So wird gemeinsam für E. folgendes Modell überlegt:

E. besucht den Konfirmandenunterricht in einem Internat für Menschen mit Behinderungen in einer Gruppe mit MitschülerInnen, wird aber „offiziell“ Konfirmand/in in der Heimatgemeinde, wo E. auch immer wieder den Gottesdienst besucht. Da sie/er über familiäre Freundschaften Kontakt zu anderen Jugendlichen hat, geschieht das ein Jahr früher, als es altersmäßig eigentlich „dran“ wäre. E. wird in einem Gottesdienst mit Taufen als neue/r Konfirmand/in vorgestellt und erhält statt der üblichen Lutherbibel eine Kinderbilderbibel. E. ist sehr stolz auf seinen/ihren Status.

Da E. nicht in Begleitung von nahen Familienangehörigen zum Gottesdienst kommen will, übernehmen das mehr oder weniger geplant andere Gottesdienstbesucher oder der Großvater. E. wird von Mitkonfirmanden beim Einsammeln der Kollekte unterstützt und darf die Glocken läuten. E. fährt mit auf Konfirmandenfreizeit in Begleitung eines Betreuers und genießt es, einfach

„dabei“ zu sein, auch wenn viele Dinge für E. zu schwierig sind. Die zu Hause hin- und wieder aufkommenden Wutanfälle bleiben in diesem Kontext völlig aus. Ein Besuch der Konfirmandengruppe im Internat scheitert am weiten Weg und den damit verbundenen Transportkosten für die Gruppe. Dafür kann E. an der in der im KU fest verankerten Fahrt nach Hephata teilnehmen, wiederum in Begleitung einer Betreuungsperson. Es entsteht eine Powerpointpräsentation über das Leben von E. im Internat, die gemeinsam mit zwei MitkonfirmandInnen gestaltet wird, um den Mitkonfirmanden ihren/seinen Alltag zu zeigen. Diese fließt in den Vorstellungsgottesdienst mit ein und wird beim „Fotonachtreffen“ der Konfirmanden mit Eltern nach der Konfirmation noch einmal gezeigt. E. wird gemeinsam mit den Mitkonfirmanden konfirmiert.

### **Folgerungen für die Zukunft**

- Eine einheitliche Regelung der Einbeziehung Jugendlicher in KU und Konfirmation erscheint mir aufgrund der Verschiedenartigkeit von Behinderungen nicht sinnvoll und unter den gegebenen Umständen auch nicht umsetzbar. PfarrerInnen sind meist allein zuständig für den KU und Ehrenamtliche werden begleitende Aufgaben nur in einem sehr engen Rahmen übernehmen können.
- Gleichwohl kann die Einbindung von professionellen Betreuungspersonen, ehrenamtlichen Mitarbeitern oder auch Gleichaltrigen sehr sinnvoll sein; sie kann aber nicht in jedem Fall realisiert werden.
- Als wichtiger Faktor für die ganze Gestaltung der Zeit und die Einbeziehung von KonfirmandInnen, gleich, ob mit körperlicher, geistiger oder psychischer Behinderung, hat sich die enge Zusammenarbeit mit den Eltern herausgestellt, von deren Kooperation Gelingen oder Misslingen stark abhängen. Das lässt sich meiner Erfahrung nach unterschiedlicher kaum denken. Natürlich gibt es freundlich zugewandte, engagierte Eltern. Aber oft erlebe ich hier „wunde Herzen“ – eine lange Geschichte von Belastung, Überlastung, von objektiv vorhandenen und subjektiv erlebten Kränkungen. Bei manchen ist das Bedürfnis sehr stark vorhanden, das behinderte Kind zu beschützen, ebenso der Wunsch, es gleich behandelt zu sehen mit

- den Gleichaltrigen. Das kann (s.o.) so weit gehen, dass der Aktionsradius der Mitkonfirmanden auf den des behinderten Kindes „heruntergedimmt“ werden soll. Es ist hier sicher wichtig, behutsam zu sein, aber auch keine Erwartungen zu wecken, die im Alltag nicht einzuhalten sind im Konzert aller Anforderungen, die an Pfarrerinnen und Pfarrer gestellt werden.
- Grundvoraussetzung ist jeweils ein näheres Kennenlernen des/der Unterrichtenden, der Eltern und des/der Jugendlichen und ein gemeinsames Überlegen, welches die geeignete Art und Weise der Einbindung und Begleitung ihrer Söhne und Töchter sein könnte.
  - Eine Integration und Inklusion über die gesamte Zeit in den kompletten Unterricht ist ohne gesonderte Begleitpersonen m.E. nur bei rein körperlicher Behinderung möglich und sinnvoll. Bei geistiger und psychischer Behinderung ist die Konzentrationsfähigkeit oft nicht lange gegeben und ein gemeinsames Unterrichtsgespräch überaus schwierig.
  - Nicht jede/r PfarrerIn wird sich der Aufgabe gewachsen fühlen, insbesondere, wer schon ohne die Einbeziehung behinderter Jugendlicher mit Disziplinschwierigkeiten zu kämpfen hat. Auch hängt es sicher von der jeweiligen Zusammensetzung und dem Entwicklungsstand der aktuellen Konfirmandengruppe ab, was ermöglicht werden kann. Eine Kooperation mit anderen KollegInnen ist hier sicher wichtig und sinnvoll.
  - Die Kosten für die Betreuungspersonen (z. B. auf Freizeiten) sollten, wenn sich kein externer Kostenträger findet, von der jeweiligen Kirchengemeinde übernommen werden, einfach als Geste, dass die Familie finanziell nicht mehr belastet wird als andere.
  - Über eine besondere Beauftragung für Jugendliche mit Behinderungen im KU sollte nachgedacht und entsprechende Qualifikationsangebote sollten gemacht werden.
  - Die Begleitung von Jugendlichen mit Behinderungen ist eine ganz eigene Aufgabe und während der jeweiligen Zeit ein Arbeitsschwerpunkt. Auch dies kann ein Grund sein, auch aus pragmatischen Gründen eine verkürzte Zeit anzusetzen, die dann aber auch mit besonderer Zuwen-

dung zu den Jugendlichen und ihren Familien verbunden sein sollte.

- Der Segen, der auf einer gelingenden Einbeziehung der Jugendlichen und ihrer Familien liegt, ist kaum zu unterschätzen. Auch für die MitkonfirmandInnen und ihre Eltern ist das in der Regel eine sehr wichtige Erfahrung. In einer Gesellschaft, in der Gesundheit einen solch hohen Stellenwert beilegt bekommt, ist es schwer, mit einem Kind zu leben, das nicht so ist wie „alle anderen“. Das Leben ist mit ganz anderen Belastungen verbunden als bei Familien mit gesunden Kindern. Auch die zunehmende Dezentralisierung verlagert – bei allen positiven Aspekten – die Verantwortung stärker wieder in den familiären Nahbereich.
- Wenn wir Familien und den Jugendlichen das Gefühl des angenommen seins und einen Platz in unserer Mitte ermöglichen, ist das ein segensreicher Dienst am Nächsten, aber auch an uns selbst.

*Hinweis der Redaktion:*

Weitere allgemeine Informationen zum Thema finden sich im Hessischen Aktionsplan zur Umsetzung der Behindertenrechtskonvention. Interessierte können ihn unter folgendem Link downloaden:

<http://www.brk.hessen.de/go/id/biz/> oder als Druckausgabe unter [un-brk@hessen.de](mailto:un-brk@hessen.de) bestellen.

*Annette Hestermann, Lutherstr. 3,  
35091 Cölbe*



# UNBEZAHLTER DIENST FÜR LEIB UND SEELE

## Diakonissen in Hutten 1923 bis 1945<sup>1</sup>

Hans-Hermann Wischnath

### I. Die politische Gemeinde und ihre Gemeindepflegestation

Seit wann es in Hutten Gemeindegewestern gegeben hat, weiß heute, im Jahr 2012, niemand mehr. Doch im März 1923, in der die Mark von Woche zu Woche in tiefere Tiefen stürzte, bat der Schlüchterner Landrat das Kurhessische Diakonissenhaus in Kassel um die Entsendung einer Diakonisse nach Hutten. Dort habe es bisher eine freie, von der Gemeinde angestellte Krankenschwester gegeben, doch wolle die Gemeinde die Stelle nur noch mit einer Diakonisse besetzen. Im Blick auf die zu erwartende Stabilisierung des Geldes konnte man bei einem Vertrag mit dem Diakonissenmutterhaus einen großen finanziellen Vorteil für die Gemeinde erwarten. An das Mutterhaus waren monatlich 60 RM als Stationsgeld zu zahlen, wofür dieses die Kosten für Krankenkasse und Rentenversicherung trug. Die Schwester selbst bekam neben freier Wohnung von der Gemeinde noch monatlich 40 RM Haushalts- und Wirtschaftsgeld. Wohnung und Dienstzimmer hatte sie in der Dorfmitte beim Bauern Johannes Müller. In der Nähe stand ihr ein Gartengrundstück zur Ver-

fügung, das sie für ihre eigenen Bedürfnisse bewirtschaften konnte, das Schwesterngärtchen; wirklich nur ein Gärtchen, etwa 5 mal 6 Meter groß. Bei starkem Regen, wenn der durch das Dorf fließende Elmbach über die Ufer trat, konnte auch das Schwesterngärtchen mit überschwemmt werden. „Auch wurden zwei Männer und zwei Frauen zu einem Vorstand gewählt, die für das leibliche Wohl der Schwester sorgen sollten.“

Noch bevor die durch zwölf Nullen zur Billion aufgeblasene Mark auf 10/42 Dollar = 1 Rentenmark gesundgeschrumpft worden war und das damals so genannte „Rentenmarkwunder“ begann, konnte im Reformationsgottesdienst 1923 die erste Diakonisse als Gemeindegewester eingeführt werden. Die Predigt hielt der Mutterhausvorsteher Pfarrer Blackert. Zur anschließenden Kaffeetafel traf man sich beim Zimmermann und Kirchenältesten Johannes Kraushaar, dessen Tochter, die Diakonisse Helene Kraushaar, ebenfalls anwesend war.

„Die Station untersteht dem Gemeindevorstand. Herr Pfarrer Hoffmann<sup>2</sup> in Gundhelm ist aber der Berater, dem sie ihre Bücher vorzulegen hat.“ Welche Bücher, ist nicht klar; das Tagebuch jedenfalls war nur dem Mutterhaus vorzulegen. Über eine Zusammenarbeit mit Pfarrer Hoffmann ist nirgends berichtet.

In den 22 Jahren, in denen Hutten Diakonissen hatte, gab es dort die folgenden Bürgermeister:<sup>3</sup> zunächst Johannes Hagemann. Als Sozialdemokrat wurde er 1933 seines Amtes

1 Grundlage des Aufsatzes bilden vor allem die folgenden Akten des Archivs der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck in Kassel:

- Akte G 2.6. Nr XXXVIII, 84 Schwesternstation Hutten;
- Akte G 2.6. Nr XXXVIII, 63 Schwesternstation Gundhelm
- Tagebuch der Schwesternstation Hutten, handschriftliche Kladder, 74 Seiten; im Text ohne besonderen Nachweis zitiert in Anführungszeichen
- Rundschreiben der Mutterhausvorsteher an alle Schwestern anlässlich des Todes von Mitschwester mit Lebens- und Dienstdaten der Verstorbenen („Sterbebriefe“).
- Konventsbericht des Pfarrers Ernst Heck 1950
- Konventsbericht des Pfarrers Hans-Hermann Wischnath 1966

sowie mündliche Auskünfte von Herrn Ernst Kraushaar, Schlüchterner-Elm; Heimatforscher Huttens

Frau Käthe Schäfer geb. Müller, Schlüchterner-Hutten  
Frau Gertrud Müller geb. Schäfer, Flieden

Zu danken habe ich Frau Diakonisse Ursula Graack vom Kurhessischen Diakonissenhaus Kassel, Herrn Unglaube-Heidtmann vom Landeskirchlichen Archiv sowie Herrn Heinrich Fieres aus Gundhelm, jetzt Kassel für seine Hilfe bei den Nachforschungen

2 Pfarrer im Kirchspiel Gundhelm-Hutten:

Emil Hoffmann (1877–1963) November 1909 – November 1925

Hans Schilling (1892–1953) Dezember 1925 – Oktober 1932

Ernst Heck (1907–1979) Oktober 1933 – Juni 1950

Hans-Hermann Wischnath (\*1920) Oktober 1951 – Dezember 1985

Alle Angaben nach:

Max Aschkewitz, Die Pfarrer des Sprengels Hanau nach Lorenz Kohlenbusch, Marburg 1984

Dieter Waßmann, Evangelische Pfarrer in Kurhessen-Waldeck 1933–1945, Kassel 2001

3 Bürgermeister in Hutten:

Heinrich Hagemann (1883–1969) Rhönstr. 39; Bgm bis 1933

Johannes Müller (1875–1957) An der Linde 6; 1933–1942

Adam Ochs (1897–1982) Hinterburgstr. 4; 1943–1945

enthoben, später aber Huttens erster Nachkriegsbürgermeister. Nachfolger wurde der Bauer Johannes Müller, der Hauswirt der Schwester, der als ein für Huttener Verhältnisse großer Bauer kein SPD-Mann war. Ihm folgte noch Ende 1942 der Kaufmann Adam Ochs. Bürgermeister Ochs kündigte 1944 den Stationsvertrag und gab dabei finanzielle Gründe an. Das war immerhin sechs Jahre später als in Gundhelm, wo schon 1938 die Diakonisse einer „Braunen Schwester“ hatte weichen müssen, wie die Schwestern der NS-Volkswohlfahrt damals genannt wurden.

## II. Die Diakonissen der Gemeindepflegestation Hutten

Hauptperson einer Schwesternstation ist die laut Stationsvertrag vom Diakonissenmutterhaus entsandte Diakonisse, eine Schwester für ein Dorf, täglich im Dienst ohne die Entlastung durch den Schichtdienst einer übergemeindlichen Sozialstation. Für die jährlich vierwöchigen Ferien und die nicht seltenen Krankheitszeiten schickte das Mutterhaus eine Vertreterin. Gelegentlich vertrat auch die in Gundhelm tätige Schwester Elise Freund und zuletzt 1944 die aus Hutten selbst gebürtige Verbandsschwester Maria Koch.<sup>4</sup>

Als erste Diakonisse kam Schwester Lina Rath<sup>5</sup> nach Hutten. Knapp zehn Jahre konnte sie dort bleiben. „Das Jahr 1933 brachte Veränderung auf der Station. Schwester Lina Rath ging am 27. März nach Schlüchtern ins Krankenhaus und wurde am nächsten Tag krank ins Mutterhaus geholt.“

Ursache einer längeren physischen und psychischen Krankheit der Schwester war ein Ersuchen der Schlüchterner Polizei, die Schwester abzulösen. Schon in dieser Anfangsphase der Diktatur hatte ein Denunziant berichtet, dass sich die Schwester „kritisch über die Regierungspartei geäußert habe.“ Nach Vertre-

tungszeiten durch Mitschwestern wurde 1935 Katharina Stock nach Hutten entsandt. Schon bald wurde ihr Dienst durch eine 3½ jährige Krankheitszeit unterbrochen, die wiederum durch andere Schwestern überbrückt werden musste. Im Mai 1939 kam sie nach Hutten zurück und blieb, wiewohl öfter krank, bis zum Eintritt in den Ruhestand Mitte 1944 in Hutten. Anschließend zog sie ins Feierabendhaus, wie die Altersheime der Diakonissenhäuser genannt wurden. Gegen Ende 1944, als schon die Kündigung ausgesprochen war, tat Schwester Berta Schäfer bis zum Februar 1945 als letzte Diakonisse den Dienst in Hutten. Nur wenige Wochen, bevor Schlüchtern und Kassel von den Amerikanern besetzt wurden, und der bewährte Sozialdemokrat Hagemann wieder Bürgermeister wurde, war Schwester Bertas Fortgang das Ende der Diakonissenarbeit in Hutten, wenn auch die ortsgebundene Krankenpflege durch andere von der politischen Gemeinde angestellte Schwestern noch etwa 20 Jahre weitergeführt wurde.

Diese Änderung trat ein, weil die Flut der Flüchtlinge die ostpreußische Krankenschwester Gertrud Buxa nach Hutten gespült hatte. Bürgermeister Hagemann und der vertretende Pfarrer Ludolph<sup>6</sup> aus Elm sahen es in dieser Lage als ihre Pflicht an, nicht nur die Krankenpflege so bald wie möglich wieder aufzunehmen, sondern auch einem Flüchtling zu Lohn und Brot zu verhelfen. Freilich war mit dieser Veränderung die über die eigentliche Krankenpflege hinausgehende kirchliche Arbeit der Diakonissen beendet.<sup>7</sup>

Bevor von der Arbeit der Diakonissen berichtet wird, sei noch die Frage berührt, wer denn die Frauen waren, die diesen Dienst ohne Bezahlung taten.

Ich schreibe über sieben der im Tagebuch genannten Schwestern. Es waren Frauen aus mehr oder weniger abgelegenen Dörfern Hessens. Alle waren Schülerinnen der in den Dörfern nur wenig gegliederten Schulen. Keine kam aus einem Elternhaus, das ihnen den Weg zu weiterführenden Schulen ermöglicht hätte.

4 Verbandsschwestern: Mitarbeiterinnen des Diakonissenhauses im Angestelltenverhältnis. Maria Koch (1918–2008) in verschiedenen Einrichtungen des Mutterhauses tätig; später verheiratet mit Pfarrer Karl Hupfeld

5 Schwestern in Hutten, teils als Stelleninhaberinnen, teils als längerfristige Vertretungen: 1.11.1923 – 28.3.1933 Lina Rathen (1888–1962); 10.5.1933 – 31.8.1933 Maria Henning (1879–1941); 1.9.1933 – 30.9.1934 Anna Altmüller (18878–1962); 1.10.1934 – 14.2.1935 Maria Linde; 14.2.1935 – 6.12.1935 Katharina Stock (1887–1960); 7.12.1935 – 12.12.1936 Katharina Reinbold (1884–1945); 12.12.1936 – 2.5.1939 Anna Launspach (1874–1945); 2.5.1939 – Anfang 1944 Katharina Stock; März/April 1944 Maria Allendorf; Sommer 1944 Maria Koch; 14.11.1944 – März 1945 Berta Schäfer (1903–1983)

6 Pfarrer Hans Ludolph (1907–1993) vgl. Aschekwitz, S. 689; Waßmann, S. 218

7 So hat der bald aus der Kiregsgefangenschaft zurückgekehrte Pfarrer Heck später auch auf die Nachteile dieser aus der Not getroffenen Entscheidung hingewiesen. (Konventsberichte der Pfarrstelle Gundhelm 1950 und 1966)

Nur die jüngste, Berta Schäfer – schon nach 1900 geboren – konnte nach der achtjährigen Schulzeit zwei Jahre zur Handelsschule gehen. Die anderen mussten gleich nach der Konfirmation in der elterlichen Landwirtschaft oder als Dienstmädchen in fremden Haushalten arbeiten. Drei von ihnen hatten früh Mutter oder Vater verloren. Das Durchschnittsalter beim Eintritt ins Mutterhaus lag bei 24 Jahren. Schauen wir in die sauber und ohne grammatistische oder orthographische Fehler geführten Tagebücher, lesen wir die klare und dem Inhalt angemessene Sprache, dann kann man sagen: Was die Kulturtechniken des Lesens und Schreibens, die Sprach- und Ausdrucksfähigkeit betrifft, so brauchen sich diese Frauen vor den 100 Jahre später Geborenen nicht zu verstecken.

Die Frage nach den religiösen Motiven zum Eintritt will ich vorsichtig beantworten, denn aus den Angaben in den Sterbepflichten ist nicht eindeutig zu erkennen, was eigenes Bekenntnis der Schwester und was die deutende Sicht des den Nachruf schreibenden Vorstehers war. Vielleicht kann man sagen, dass einige aus Kreisen kamen, die der Gemeinschaftsbewegung nahe standen. Bei anderen, in deren Nachruf wegweisende Äußerungen des Konfirmators erwähnt werden, haben diese Pfarrer den Erweckungsbewegungen des 19. Jahrhunderts nicht ferngestanden. Heute, da wir über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie diskutieren, sollten wir sehen und würdigen, dass diese Frauen mit dem Verzicht auf die Ehe ein wichtiges Gebiet ihres Lebens bewusst dem Herrn zum Opfer gebracht haben. Diese Frauen hatten sich „Kenntnis und Bildung“ erarbeitet, um neben einer harten Berufsarbeit in Gemeinden kirchlich zu wirken, unabhängig vom Grad der Zustimmung oder Unterstützung durch die jeweiligen Pfarrer am Ort.

### **III. Die Arbeit der Schwestern in der Gemeindepflege**

Im Jahr 1925 hatte Hutten 755 Einwohner, davon 750 Evangelische. Etwa ab 1932 hielten sich zwei Familien zu den „Ernstern Bibelforschern“, wie sich die Glaubensgemeinschaft der Zeugen Jehovas damals nannte. Während des Krieges stieg die Einwohnerzahl durch Zugezogene weiter an, sogenannte „Evakuierte“ aus den Städten des luftkrieggefährdeten Rhein-Main-Gebietes. Welche Arbeitsbelastung dies für die Diakonissen bedeutete, erkennen wir aus den Zahlen, die Schwester An-

na Launspach am Jahresende im Tagebuch festgehalten hat:

1936: 243 Kranke; 2542 Hausbesuche, 19 ambulant auf der Station behandelt.

1937: 316 Kranke, 3097 Hausbesuche, 58 ambulante Behandlungen, drei ganze und fünf halbe Nachtwachen

1938: 224 Kranke, 2286 Besuche, 68 ambulante Behandlungen.

Der Dienst der Diakonissen war ein Dienst an Leib und Seele. Er konnte es sein, weil ihre unbezahlte Arbeit nicht unter dem Zwang heutiger Arbeitsverhältnisse stand, bei denen Handgriffe und Pflegeverrichtungen notgedrungen in einem mehr oder weniger engen Minutensystem definiert werden müssen. Was darüber hinausgeht, sprengt den Kostenrahmen; aber gerade dieses Darüberhinausgehen gab der Arbeit der Diakonissen ihren besonderen Charakter. Alles, was über den anstrengenden Beruf der Gemeindecrankenschwester hinausging, nachbarliche Anteilnahme, Hilfe in materieller Not, Zuhören, Singen und Beten bei Alten und Kranken, war ein zusätzliches Opfer an Zeit und Kraft. Stärkung bekamen die Schwestern durch kollegialen Kontakt zu den Mitschwestern, die sich monatlich auf einer der Stationen im Landkreis zu einem Schwesterntag trafen. Etwa 25 mal wird im Tagebuch die Teilnahme an Fortbildungsvorträgen erwähnt, bei denen der Kreisarzt, örtliche Krankenhausärzte oder auswärtige Mediziner zu speziellen fachlichen Themen sprachen. Orte dieser Fortbildungen waren das damalige Schwesternerholungsheim in Steinau oder auf Hof Reith, damals einer Einrichtung des Kasseler Diakonissenhauses.

Bemerkungen im Tagebuch über besonders berührende Krankheits- und Todesfälle sind selten und stets ohne Namensnennung. Den der Zeitläufe kundigen Leser überrascht es nicht, dass das Tagebuch über „gefährliche Themen“ schweigt. Verbotenes Wissen, dazu noch schriftlich Auffindbares, konnte unter der Diktatur lebensgefährlich werden. Davon, dass ein Huttener Familienvater und sein in Gundhelm wohnender Bruder als Zeugen Jehovas im KZ umgebracht wurden, hat die Schwester nichts geschrieben, aber einer Person ihres Vertrauens gesagt, dass sie noch nie so Schreckliches gehört habe.<sup>8</sup> Die Not jener

<sup>8</sup> Mitteilung von Käthe Schäfer; Unterlagen betr. die Brüder Kuprian beim ITS Bad Arolsen; Schreiben des ITS vom 5. November 2012.

Familie war groß. Zwei Kühe standen trocken, als die Nachricht kam. Die Schwester hat die Familie durch Lebensmittel unterstützt, die sie dafür im Dorf erhielt. Scheu vor schriftlichen Aufzeichnungen wird auch der Grund sein, dass nichts davon zu lesen ist, dass ein Behinderter aus Hutten als Opfer der Euthanasie in einer Anstalt gestorben<sup>9</sup> und ein anderer diesem Schicksal nur durch einen Zufall entronnen ist.<sup>10</sup>

#### **IV. Die kirchliche Arbeit der Diakonissen bis zum Kriegsausbruch**

Die körperliche und seelische Belastung durch die von einer Einzelperson geleistete Pflege, die weit über die heute übliche hinausgehende Arbeitszeit, der Einpersonenhaushalt ohne Kühlschrank, Gasherd, Waschmaschine und Fertiggerichte, aber zusätzlich belastet durch die Bestellung des Gärtchens für den Lebensunterhalt: das alles muss man bedenken, wenn man von der kirchlichen Arbeit der Schwester spricht. Die war für sie eine intensive regelmäßige Vereinsarbeit neben einem anstrengenden Hauptberuf. Am 2. November 1923 war Lina Rath eingeführt. „Am 18. November sammelte die Schwester die jungen Mädchen erstmalig zu einem Verein. Wir erfreuten uns an Lied, Gottes Wort und Spiel ... Am 1. Advent hatten wir eine kleine Adventsfeier. Am 30. Dezember hatten wir im Verein eine Weihnachtsfeier in Gestaltung eines Familienabends, der bei der Kürze der Vorbereitungszeit doch zu Gunsten aller Beteiligten gut ausgefallen ist. Das von der Verlosung eingekommene Geld ist bestimmt für Vereinszwecke. Die eingekommene Kollekte soll der hiesigen Station zugute kommen.“

Mütterverein und Mädchenverein kamen wöchentlich zusammen, außer natürlich in den ländlichen Hauptarbeitszeiten. Einen kirchlichen Gemeinderaum gab es in Hutten damals so wenig wie heute. Die Stunden fanden in der damaligen Schule statt. Für größere Veranstaltungen wie Familienabende und Weihnachtsfeiern ging man in den Saal der Gastwirtschaft Wissenbach („Öchsjes“). Für die Vereinsarbeit schaffte die Schwester das alte Liederbuch „Ein immer fröhlich Herz“ aus dem

9 Friedhofsakte Hutten 1941; Schreiben des LWV Hessen vom 19.10.2012. Immerhin hat der Ortsgruppenleiter der Partei, Lehrer Jakobs (später gefallen) im Heimatbrief an die Soldaten den Tod dieses Behinderten mitgeteilt (Nachricht von Ernst Kraushaar)

10 Mitteilung durch Angehörige

Burckhardthaus an, das dann zu Pfarrer Hecks Zeit durch das „Neue Lied“ ersetzt wurde.<sup>11</sup> Bis 1939 wird die Vereinsarbeit im Tagebuch etwa 50 mal mit dem erwähnt, was über die wöchentlichen Stunden hinausging: Teilnahme an Freizeiten, Übergemeindlichen und überregionalen Treffen, Ausflügen und anderem. 1937 brachte ein Bus 30 Frauen zum Frauenverbandsfest, und 1938 fuhr ein solcher zum Volksmissionsfest nach Schlüchtern. Eine genaue Aufzählung würde einen Vergleich zu heutiger Arbeit möglich machen und könnte außerdem zeigen, was auch noch während der Hitlerdiktatur an kirchlicher Arbeit möglich war und an Möglichkeiten genutzt wurde.

#### **V. Die Schwestern und die Pfarrer**

Pfarrer Hoffmann verließ die Pfarrstelle Gundhelm schon im Jahr 1925, zwei Jahre nachdem Lina Rath in Hutten angefangen hatte zu arbeiten. „Einige Wochen vor Ende des Jahres verließ Pfarrer Hoffmann die Gemeinde. An dessen Stelle trat Herr Pfarrer Schilling. Die Schwester hofft, auch mit Letzterem in gutem Einvernehmen weiterarbeiten zu können.“ Pfarrer Schilling kam mit einem gewissen Sympathievorschuss nach Gundhelm, denn seine Frau hatte schon als Kind kurze Zeit im dortigen Pfarrhaus gelebt. Pfarrer Schilling war regelmäßig bei den von der Diakonisse veranstalteten jährlichen Weihnachtsfeiern und Familienabenden anwesend und hat auch dort gesprochen. Das scheint uns heute wenig zu sein, aber der Pfarrer hatte weder Auto noch Motorrad. Er war kriegsbeschädigt und die zwei Kilometer steilen Weges nach Hutten waren eine ständige Herausforderung; später dann einer der Gründe, schon nach sieben Jahren in Meerholz bei Gelnhausen eine Pfarrstelle zu übernehmen. In der folgenden Vakanz der Pfarrstelle von mehr als einem Jahr ergriff Schwester Lina die Initiative zu regelmäßigen Bibelstunden in Hutten, im Haus von Johannes

11 Ein immer fröhlich Herz, Liederbuch für evangelische Vereine und Kreise junger Mädchen sowie für das christliche Haus. Hrsg. vom Evangelischen Verband für die weibliche Jugend Deutschlands. 7. Aufl. 1923 (Erstauflage im Kriegsjahr 1917); „Ein neues Lied“, seit 1932 in vielen Auflagen von Otto Riethmüller im Burckhardthausverlag herausgegeben. Parallelausgaben erschienen als „Heller Ton“ und „Jungenwachtlieder“ für die Verbände der männlichen Jugend.

Koch.<sup>12</sup> Sie gewann dafür Pfarrer Thimme<sup>13</sup> aus Elm, ehemals Pfarrer beim Gemeinschaftsdiakonieverband in Wehrda bei Marburg. Ab Oktober 1933 begann mit meinem Vorgänger Pfarrer Heck<sup>14</sup> eine fruchtbare Zusammenarbeit von Pfarrer und Schwester, eine nur kurze Phase, die durch den Ausbruch des Krieges ein jähes Ende fand.

## VI. Die Bewährung der Schwestern während des Krieges

Die während des Krieges zunehmend widriger werdenden Lebensverhältnisse brachten wie für alle Frauen in der Heimat auch den in der Gemeindepflege Tätigen ständig mehr an Belastung mit sich. Dass Zahl und Erreichbarkeit der Ärzte abnahm und die Beschaffung von Arznei und Pflegemitteln schwieriger wurde, war eine schleichende Entwicklung, die im Tagebuch nicht ihren Niederschlag fand.

Umso augenfälliger aber wurde die Teilhabe an der Kriegsnot für die Schwester, die wie kein anderer in alle Häuser kam. 1939 schreibt sie „Ende August kam der Krieg, wo auch die Not in unsere Gemeinde einzog, dass so viele Arbeitskräfte fehlen. Der Tod ist noch nicht eingezogen.“ 1940 nach dem Frankreichfeldzug ist erstmalig von einem jungen Leben die Rede, das der Krieg gefordert hat. Aber dann wurde es immer schlimmer. „Am 22. Juni 1941 fing der Krieg mit Russland an, in welchem drei Söhne unserer Gemeinde ihr junges Leben hingeben mussten.“ Das war gleich in den ersten zwei Sommermonaten. Anfang 1943: „Sieben Söhne unserer Gemeinde blieben in Sta-

lingrad. Das Herzeleid ist noch groß. Auch kam noch manche Nachricht von Gefallenen und vermissten Söhnen aus unserem Ort.“ Das klingt anders, als in dem nach der Katastrophe von Stalingrad versandten 12. Heimatbrief der Partei<sup>15</sup> an die Soldaten aus Hutten, in dem von „heldenhaftem Widerstand, notwendigem Opfer und jetzt noch entschlossenerem Siegeswillen“ zu lesen ist, dazu von 439,70 RM, die für das Kriegswinterhilfswerk gesammelt wurden. Die Schwester aber half gerade in der Kriegszeit in stiller nachbarlicher Hilfe besonders da, wo die allgemeine Kriegsnot noch gesteigert wurde durch die Not derer, die zu den Verfolgten gehörten. So wuchs die pflegerische und fürsorgliche Arbeit der Gemeindecrankenschwester.

Der Diakonisse wuchs aber dazu noch die Last und Bedeutung ihrer nebenberuflichen kirchlichen Arbeit. Die Haube der Diakonisse war ein sichtbares Zeichen dafür, dass die Kirche im Dorf präsent war. Der Krieg dauerte 67 Monate, 54 davon war der Ortspfarrer Heck Soldat. Koordinierende Hilfe aus dem Pfarrhaus war schwierig, und zwar nicht nur, weil das Pfarramt kein Telefon hatte, und auch der Schwester eines fehlte, seit ihr Hauswirt nicht mehr Bürgermeister war. Der Pfarrfrau ging es wie den meisten Frauen in der Heimat. Zur Sorge um die drei kleinen Kinder kamen mehr und mehr die weiten und oft demütigenden Wege zur Nahrungsbeschaffung. Der in Hutten vertretende Pfarrer Ludolph aus Elm musste 43 Monate lang das drei Bahnstationen entfernte Kirchspiel Mottgers mitversehen.<sup>16</sup> Zu Gottesdiensten und Amtshandlungen kamen Pfarrer zu oft ungewöhnlichen Tageszeiten. Lesegottesdienste, wie gelegentlich Diakonissen in anderen Gegenden und Gemeinden hat die Huttener Schwester wahrscheinlich nicht gehalten.<sup>17</sup> Vieles von dem, was die Schwester ohne Hilfe der Pfarrer be-

12 Johannes Koch (1875-1957) war Kirchenältester und hielt während des Krieges Lesegottesdienste. Sein Haus gehörte zu den Stützen des noch in den Nachkriegsjahren bestehenden Kreises der Gemeinschaft in Hutten, ebenso des kirchlichen Lebens in Hutten. Eine seiner Töchter war die schon erwähnte Verbandsschwester Maria Koch. Auch noch nach seinem Tod hatte seine Tochter Dora Gläser ein stets offenes Haus für Frauenstunden und Kirchenvorstandssitzungen

13 Pfr. Ludwig Thimme (1873-1963); Pfarrer am Diakonistenhaus „Hebron“ in Wehrda bei Marburg von 1914-1924, bis 1930 am Evang. Vereinshaus Nordost in Frankfurt a.M., dann bis 1935 Pfarrer in Elm (vgl. Aschkewitz, S. 686; Waßmann, S.327)

14 Pfr. Ernst Heck war sehr musikalisch. Auf ihn geht die Anschaffung des „Neuen Liedes“ zurück. Nach dem Krieg gründete und leitete er den Gundhelmer Kirchenchor. Der Zusammenarbeit zwischen Pfarrer und Huttener Schwester kam es zugute, dass Herr und Frau Pfarrer Heck ein besonderes Vertrauensverhältnis zur Gundhelmer Schwester Elise Freund hatten, die wie die Huttener aus dem Kasseler Mutterhaus kam. Frau Pfr. Heck stammte aus Wuppertal, einer Hochburg, evangelischer, vom Pfarrer weithin unabhängiger Vereinsarbeit.

15 NSDAP-Kreisleitung Schlüchtern und Ortsgruppe Hutten; 12. Heimatbrief, März 1943

16 Pfr. Ludolph hatte kein Auto. Benzinscheine für Taxifahrten wurden je länger desto weniger bewilligt. Er erzählte mir, dass Lokführer aus dem Eisenbahnerdorf Elm ihren Pfarrer gelegentlich auf der Lokomotive des Güterzuges mitgenommen haben

17 Lesegottesdienste hielt vor allem Johannes Koch. Von seinen Töchtern weiß ich, dass er, als die Amerikaner schon im Kinzigtal weit talaufwärts vorgerückt waren, Beerdigungen gehalten hat, darunter die der Frau Herzog aus dem Heiligenborn. Auch Lehrer Schenk, obwohl Mitglied der NSDAP, hat bis zuletzt Lesegottesdienste gehalten.

gonnen und in den kurzen Jahren vor dem Krieg zusammen mit meinem Vorgänger Heck fortgesetzt hatten, konnten sie auch in der schwerer werdenden Zeit weiterführen. Im Mai 1939 war Schwester Katharina Stock nach 3½ jähriger Krankheitszeit nach Hutten zurückgekehrt.

Unter diesen Vorzeichen ist von ihrem Dienst unter Frauen, Mädchen und Kindern im Tagebuch Bemerkenswertes zu lesen. Was sie, ihre Vertreterinnen bei erneuten Krankheiten und zuletzt Berta Schäfer neben der Leib- und Seelsorge an den Kranken zur Sammlung und Stärkung christlicher Gemeinde getan haben, soll hier mit Hilfe des Tagebuches noch einmal der Vergessenheit entrissen werden.

„Im April 1940 besuchte Fräulein Koch vom Jungmädchenwerk die hiesige Gemeinde und hielt am Nachmittag eine Kinderstunde, und abends eine Stunde für die jungen Mädchen, an der 18 teilnahmen“.

„Ende Februar 1941 war eine Frankfurter Diakonisse in unserer Gemeinde, sie hielt drei Abende Bibelarbeit unter Frauen und Mädchen. Wir kamen in einem Bauernhaus<sup>18</sup> zusammen, von 40 bis 50 wurden die Stunden besucht“.

„Im Januar 1942 wurde Herr Pfarrer Heck wieder zum Heeresdienst einberufen. Die Vertretung hat Herr Pfarrer Kirchner aus Ramholz.“

„Im Oktober (1942) war Schw. El. Albert an einem Abend da und sprach in der Kirche zu Frauen und Mädchen“.

„Im Monat November 1943 hielt in der Kirche eine Diakonieschwester einen Lichtbildervortrag.<sup>19</sup> Frl. Koch vom Jungmädchenwerk war im Dezember in unserer Gemeinde, am Nachmittag hielt sie den Kindern eine Religionsstunde, und am Abend sprach sie zu den jungen Mädchen.“ (Tg.B. S. 70) Immer wieder wird das Sammeln der jungen Mädchen erwähnt, und vielleicht gilt auch schon für diese fortgeschrittene Phase der Kriegszeit, was Pfarrer Heck 1950 von der Arbeit in der frühen Nachkriegszeit geschrieben hat: „Besonders die Arbeit mit den älteren Mädchen bereitet recht viel Freude, obwohl oder gerade wie die-

18 Bei Johannes Müller („Hofs“) Mitteilung der Tochter Käthe Schäfer

19 Wegen der Gefahr von Luftangriffen musste die Kirche natürlich verdunkelt werden. Es gab primitive Rollos aus Verdunkelungspapier. Fürs Heizen mit dem alten Esch-Ofen mit Rohr hoch durch die Decke war damals wohl schon Fritz Jäger zuständig.

se Mädchen durch die Schulung des BdM gegangen sind.“<sup>20</sup>

So neigte sich die Arbeit der Schwester dem Ende zu. Im letzten Kriegswinter, „am 14.11. 1944 kam Schw. Berta Schäfer für fest in die Gemeindepflege. Sie durfte dennoch den Dienst freudig aufnehmen, wenn auch die Kündigung schon im Gange war.“

Und zur letzten Kriegsweihnacht konnte die Schwester noch schreiben:<sup>21</sup> „Schwester Luise Kimm hielt in der Weihnachtswoche drei Abende für Mütter und Jugend ab. Sie waren gut besucht. Hoffen wir zu Gott, dass das gehörte Wort zum Segen der Einzelnen werde. Mit einer Kindergottesdienst-Weihnachtsfeier erreichten die Stunden ihren Höhepunkt.“ Danach begann das Ende der Schwesternstation. „Am 9. 2. 1945 neigte sich der Kündigungstermin seinem Ende zu.“<sup>22</sup> Der Schwester und der Gemeinde wurde der Abschied schwer, aber Gott ließ es zu. Unter diese Hand beugen wir uns in Demut. Die 22-jährige Diakonissenarbeit der Station Hutten fand nun ihren Abschluss. Gott gebe, daß einige Samenkörnlein des Dienstes an Leib und Seele aufgehen mögen zum Lobe seiner herrlichen Gnade.“

Ein Nachbar, der Bauer Gerlach, brachte die Schwester samt ihrem Gepäck mit Pferd und Wagen nach Schlüchtern. Am Bahnhof hörte sie noch, als sei es ein Abschiedslied, das auf- und abschwellende Geheul der Sirenen zum Fliegeralarm. Es war noch nicht der letzte.

#### Schlussbemerkung

Beim Abschluss dieses Aufsatzes fällt mir auf, dass ich ohne erkennbaren Grund zwischen der Einzahl und der Mehrzahl der dargestellten Personen gewechselt habe. Habe ich nun von „der Schwester“ oder „den Schwestern“ geschrieben? Wie auch immer es sei: Jede einzelne von ihnen und sie alle waren Frauen, die, auf sich allein gestellt, in einem schweren Haupt- und in einem fachkundig ausgeübten Nebenberuf Großes geleistet haben. Mit ihrer Haube waren sie ein sichtbarer Stand, der allen Leuten im Land unentgeltlich diente.

20 BDM = Bund deutscher Mädchen; Konventsbericht 1950

21 1944 war Heiligabend am 4. Advent

22 Pfr. Heck schreibt in seinem Konventsbericht, die Station habe bis März 1945 bestanden.

*Hans-Hermann Wischnath, Bahnhofstr. 7,  
34454 Bad Arolsen*

# Aus der Kurpfalz in alle Welt

Martin Rothe

Der „Heidelberger Katechismus“ ist die populärste Bekenntnisschrift reformierter Christen weltweit. Vor 450 Jahren entstand er im Auftrag des Kurfürsten von der Pfalz. Aus diesem Anlass ist in Heidelberg bis September eine Doppel-Ausstellung zu sehen unter dem Titel „Macht des Glaubens“. Der Journalist Martin Rothe hat sie besucht. Und nicht alles was er gesehen hat, hat ihm gefallen.

### **Heidelberg im Jahre des Herrn 1563:**

Eine Theologenkommission um den Melancthon-Schüler Zacharias Ursinus überreicht ihrem Fürsten ein schmales Büchlein. Es enthält gut 100 Fragen und Antworten in einfacher Sprache. Weder Ursinus noch Kurfürst Friedrich III., der „Pfalzgraf bei Rhein“, ahnen, dass dieses Büchlein bald um die Welt gehen wird.

Friedrich III., erst wenige Jahre im Amt, hat seine Kurpfalz gerade ein zweites Mal reformiert: vom Luthertum hin zum Calvinismus. In seinem Auftrag haben die Theologen die Schrift verfasst als Katechismus für junge Leute und zugleich als verbindliches Bekenntnis für das ganze Land. Einzigartig ist der existenziell eindringliche Ton, etwa in Frage 1:

*Was ist dein einziger Trost  
im Leben und im Sterben?*

*Dass ich mit Leib und Seele  
im Leben und im Sterben nicht mir,  
sondern meinem getreuen Heiland  
Jesus Christus gehöre.*

Im weiteren Text entfalten die kurpfälzischen Theologen systematisch die ganze Glaubenslehre des deutschen Reformiertentums: vom erbsündigen Menschen über die Rechtfertigung durch Christi Sühnetod bis hin zum heiligen Lebenswandel. Eventuelle Einwände von katholischer oder lutherischer Seite haben sie in ihren Fragen vorweggenommen, um die Landeskinder vor geistlichen Anfechtungen zu schützen. In den Folgejahren wird noch manches ergänzt, so wird etwa die katholische Messe als „Abgötterei“ verdammt.

Generationen von Jugendlichen lernen nun den „Heidelberger Katechismus“ auswendig. Regelmäßig wird er in Sonntagspredigten ausgelegt. Und das bald nicht nur in der Kurpfalz,

sondern – per Beschluss der Synode von Dordrecht – in den calvinistischen Ländern ganz Europas, inklusive der Kolonien in Übersee. Sogar in indonesische Sprachen wird das Bekenntnisbuch übersetzt. Sein Herkunftsland, die Kurpfalz, hat sich in dieser Zeit durch politisches Geschick zum Knotenpunkt der Reformierten in Westeuropa entwickelt. Die kurpfälzische Residenz- und Universitätsstadt Heidelberg wird neben Genf und Leiden zum dritten geistigen Leuchtturm des Calvinismus.

**Heidelberg im Jahre 2013:** Mit einer zweifachen Ausstellung blickt man in der Stadt zurück auf 450 Jahre Heidelberger Katechismus. Doch wer kennt ihn noch im Deutschland der Gegenwart? Jenseits der Theologenwelt die wenigsten. In den Niederlanden – wie auch in Amerika – ist das Bild differenzierter: „In vielen unserer orthodox-reformierten Gemeinden ist der Heidelberger Katechismus noch in sehr lebendigem Gebrauch“, berichtet die niederländische Theologin Karla Apperloo-Boersma. Sie leitet die internationale Plattform *Refo500*, die sich um eine Aktualisierung der Reformation bemüht und an der Konzeption der Ausstellungen beteiligt war. „Wir haben aus den Niederlanden viele Anfragen, die Schau hier in Heidelberg kennenzulernen. Diese Leute haben ein wirklich inhaltliches Interesse am Heidelberger Katechismus.“

Wird Heidelberg sie zufrieden stellen? Klarheit verschafft ein Besuch der beiden Ausstellungsorte in der Stadt. Der Titel der Schau lautet griffig „Macht des Glaubens“. Beide Orte in Heidelberg zeigen jeweils einen Teilaspekt davon: Unten, inmitten des Gewimmels der Altstadt, widmet sich das Kurpfälzische Museum dem Aspekt „Glauben“. Oben auf dem Schloss veranschaulicht eine zweite Ausstellung die **Dimension „Macht“**.

Das **Heidelberger Schloss** selbst ist dabei für die Kuratoren „das Exponat schlechthin“. Im Ottheinrichsbau, der „berühmtesten Ruine der Welt“ (Eigenwerbung), tritt der Besucher durch prachtvolle Renaissancetüren in fünf großzügig bemessene Räume. Würden nur einheimische Bestände ausgestellt, stünden sie recht leer. Doch Kurator Wolfgang Wiese und seine Mitarbeiter haben Leihgaben aus ganz

Deutschland und Europa zusammengetragen: An burgundroten Wänden hängen beeindruckende Porträts der Kurfürsten und ihrer Zeitgenossen aus England, Frankreich und den Niederlanden. Zu betrachten gibt es außerdem Kupferstiche, Heiratsverträge, Münzen, Jagd- und Kriegswaffen, Rüstungen, Notenbücher und prunkvolle Musikinstrumente. Zusammen mit den Überresten des wunderbaren Schlossgartens draußen veranschaulichen sie den Repräsentationswillen der pfälzischen Kurfürsten. Calvinistische Strenge hin oder her: Man war – am lutherischen Sachsen vorbei – zur Vormacht des Protestantismus im Reich aufgestiegen und maß sich um 1600 mit den Höfen in Wien und London. Da wollte schon einiger Glanz entfaltet sein.

Die Teilausstellung im Schloss findet ihren Höhepunkt, wo sie – mit Gemälden aus der National Portrait Gallery in London – die „Jahrhunderthochzeit“ des Jahres 1613 vor Augen führt: Damals, vor genau 400 Jahren, heiratete der junge Kurfürst Friedrich V. die Tochter des britischen Stuartkönigs James I. Damit verband sich der Führer der Protestantischen Union im deutschen Reich – der Herausforderer des Kaisers – mit der anglikanischen Großmacht. Das gab den Protestanten Europas Anlass zu schönsten Hoffnungen, insbesondere als Friedrich 1618 den Habsburgern die böhmische Königskrone entwand.

Doch damit hatte die Mittelmacht Kurpfalz überreizt: Die Katholische Liga schlug zurück. In der Schlacht am Weißen Berg verlor der „Winterkönig“ Friedrich binnen zwei Stunden die Krone Böhmens und seine pfälzischen Stammlande. Schmachlich musste er mit seiner Gemahlin in die Niederlande fliehen. Mitteleuropa stürzte in die Katastrophe des 30-jährigen Krieges. Die Ambitionen der Kurpfalz waren zerstoßen und Heidelbergs Glanz erlosch.

Umso verlockender der Rückblick. „Unsere Stadt war nie internationaler als um 1600. Wir haben das Jubiläum des Heidelberger Katechismus zum Anlass genommen, von dieser Internationalität und wissenschaftlichen Blüte ein Zeugnis zu geben“, sagt Frieder Hepp, Direktor des **Kurpfälzischen Museums**, des zweiten Ausstellungsortes in der Stadt. Sein Haus wolle das konfessionelle Zeitalter von 1550 bis 1650 in seiner Vielfalt darbieuten und zeigen, dass es – wie Shakespeare seinen Hamlet sagen lässt – „mehr Dinge gibt zwischen

Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen lässt“.

Leider bleiben die Kuratoren des Kurpfälzischen Museums dann doch bei der Schulweisheit stehen. Sie haben sich viel Mühe gemacht bei der Ausgestaltung. Doch das Versprechen, hier den **Aspekt des Glaubens** näher zu entfalten, wird kaum eingelöst. Die Wände der drei eher kleinen Räume, in unterkühltem Grau und Türkis gehalten, sind gespickt mit deutschen und englischen Sätzen – eine Auswahl der eindringlichen Fragen des Katechismus. Doch über die Antworten, die der „Heidelberger“ darauf gibt, erfahren die Besucher kaum ein Sterbenswörtchen. Es sei denn, sie wollen ein eBook bemühen, das im letzten Raum in einer Ecke baumelt.

Essentiell wäre gewesen, in Grundzügen zu erfahren, worum es ging bei den Glaubenskontroversen des 16. Jahrhunderts, die ja zum Teil auch heute noch aktuell sind: Fakten über das spezielle Profil des deutschen Reformertentums, geprägt von Philipp Melancthon. Über die Gegenargumente der Lutheraner. Oder auch über die weitreichenden Beschlüsse des katholischen Konzils von Trient, das im Erscheinungsjahr des „Heidelberger Katechismus“ zu Ende ging. Doch Fehlanzeige. Lediglich die Abendmahlsfrage wird mit wenigen Sätzen gestreift und mittels eines hölzernen Kelchs veranschaulicht.

Statt die Hintergründe zu beleuchten, bedient die Ausstellung wohlfeile Klischees: Sie richtet die Aufmerksamkeit der Besucher allein auf das polemische Konfessionsgezänk mittels Flugblättern, auf barbarische Bilderstürmer und die religiöse Intoleranz der Calvinisten. Soweit so halb wahr. Positiv hervorzuheben sind eigentlich nur die Informationen über die internationale Wirkung des Heidelberger Katechismus und über die häufigen Konfessionswechsel der pfälzischen Kurfürsten. Doch letzteres hatte man schon oben im Schloss erfahren.

Die Macher des „Glaubens“-Teils der Heidelberger Ausstellung hatten es offenbar eilig, das vermeintlich allzu theoretische Territorium der Religion schnellstmöglich wieder zu verlassen. Sie nehmen Zuflucht bei unverfänglichen Details, die dem Heidelberger Lokalpatriotismus schmeicheln: der Ruhm der heimischen Universität im 16. Jahrhundert, astronomische Werkzeuge mit Heidelberg-Bezug, die sich entwickelnde Landschaftsmalerei oder die hö-



fische Trinkkultur in der Pfalz. Das ist schade, denn die Besucher erwarten hier eine Ausstellung über Glaube und Katechismus.

Was man in beiden Teilen der Ausstellung vergeblich sucht, ist der **Bezug zur Gegenwart**. Noch heute wird der Heidelberger Katechismus in den Landeskirchen von Baden und der Pfalz zu den Lehrgrundlagen gezählt. Aber er dürfte auch hier nur noch Theologen bekannt sein. Wie es zu diesem Bedeutungsverlust kam, wird leider kaum thematisiert.

Und die Frage, was uns die Heidelberger Glaubensartikel – oder „Bekenntnisreligionen“ allgemein – heute noch bedeuten, wird von der Ausstellung bestenfalls implizit gestellt. Dabei wäre es hoch spannend gewesen zu erfahren, was heutige Heidelberger Schüler oder auch Theologen auf die oben zitierte 1. Frage des Katechismus antworten würden – und wie sich beides miteinander ins Gespräch bringen ließe. Dem spürt in diesen Wochen immerhin die evangelische Kirche in Heidelberg mit diversen Aktionen und Veranstaltungen nach. Auch die beiden Museen hätten auf den einen oder anderen Nebenaspekt verzichten und sich stärker auf die Glaubensurkunde und ihre gegenwärtige Relevanz konzentrieren können.

Bei aller Kritik muss man den Kuratoren jedoch dankbar sein, dass sie den Heidelberger Katechismus mit ihrer Ausstellung wieder in den Fokus einer breiteren Öffentlichkeit rücken. Wer sich für die Konfessionsgeschichte der Kurpfalz, ihre Rolle im europäischen Calvinismus und die dynastischen Ambitionen ihrer Fürsten interessiert, kommt – insbesondere im Heidelberger Schloss – voll auf seine Kosten.

Übrigens gibt es noch einen dritten Ausstellungsteil: In den Niederlanden, im königlichen Palast Het Loo bei Apeldoorn, wird die Religiosität des Hauses Oranien-Nassau dokumentiert. Die dortige Exposition ist noch bis zum 1. September, die Heidelberger Ausstellungen sind bis zum 15. September 2013 zu sehen.

#### *Anmerkungen:*

*Dieser Beitrag wurde erstpubliziert im bundesweiten Magazin „ZEITZEICHEN. Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft“, Ausgabe Juni 2013. Der Autor Martin Rothe (geb. 1980) wuchs in Dresden auf und studierte in Freiburg i. Br. Theologie, Religionsgeschichte und Philosophie. Anschließend absolvierte er die Evangelische Journalistenschule in Berlin. Seit 2010 arbeitet er bundesweit als freier*

*Journalist, insbesondere für evangelische Medien. Seine Schwerpunktthemen sind Glaube, Spiritualität und Ökumene sowie die Geschichte und Zukunft der Kirche.*

*Von Pfingsten bis Weihnachten 2013 interviewt er auf der Nachrichtenplattform „evangelisch.de“ 24 Querdenker zum Thema „Kirche der Zukunft“:*

*<http://aktuell.evangelisch.de/artikel/serien/83373/wie-wollen-wir-glauben-gedanken-ueber-die-kirche-der-zukunft>*

*Martin Rothe M. A., Bleichstraße 4,  
67227 Frankenthal*

## LESERBRIEFE

*zu „Editorial“ und „Darmstadt 21?“  
Hess. Pfarrblatt 3 (Juni 2013)*

Sehr geehrter Herr Gibhardt,

was ich Ihnen hier schreibe, das schreibe ich als Pfarrerkollege, der zugleich Mitglied der Synode der EKHN ist.

Es ist sicherlich gut und sinnvoll, dass das Hessische Pfarrblatt eine Plattform bietet, auf der Kritisches zu den mancherlei Kirchenreformen geäußert wird.

Zugleich ist es aber sehr bedauerlich, wenn durch arge Fehlinformationen der Wert kritischer Passagen stark gemindert wird.

So schreiben Sie im Editorial, dass die Kirchensynode der EKHN „Ende April ... u.a. eine Gebietsreform beschlossen“ habe.

Und im Aufsatz von Herrn Schneider (S. 72) wird erwähnt, dass die EKHN-Synode im November 2012 über den Beschluss der Kirchenleitung der EKHN beraten hätte und in der Aprilsynode 2013 entscheiden würde.

Alles dies ist unzutreffend.

Korrekt ist: die Kirchenleitung hat der Synode für die Apriltagung 2013 einen Gesetzentwurf vorgelegt, den die Synode zur Bearbeitung angenommen hat (sie hätte ihn auch per Geschäftsordnungsbeschluss von der Tagesordnung absetzen können. Darüber wurde diskutiert, aber die Synode hat das nicht getan). Und nun wird der Gesetzentwurf in den

zuständigen Ausschüssen der Synode gründlich erörtert, und die beteiligten Ausschüsse – federführend: der Verwaltungsausschuss – werden entscheiden, ob sie zur November-Tagung oder erst später der Synode eine Fassung des Gesetzesentwurfs zur Zweiten und Dritten Lesung der Synode vorlegen und: was da drinsteht!

In der EKHN ist es gerade nicht so, dass alles, was die Kirchenleitung beschließt, auch zum Gesetz wird!

Ein wesentlicher Kritikpunkt in der Ersten Lesung des Gesetzes im April war die Tatsache, dass die Dekanatssynoden nicht hinreichend beteiligt waren.

Dass sie überhaupt nicht beteiligt gewesen wären (im Sinne von Diskussionen und gefassten Beschlüssen zu den Fusionsplänen) stimmt allerdings auch nicht. Was der tatsächliche Wille der Dekanate ist, wird jetzt sorgsam ermittelt, vor allem da, wo es widersprüchliche Signale gibt.

Dass wir in der EKHN keine „GO“ (mehrfach zitiert) sondern eine KO („Kirchenordnung“) haben, erwähne ich nur am Rande.

Der dem Aufsatz „Protestantismus ohne Partizipation“ kursiv vorangestellte Hinweis, dass dieser Text nicht die Meinung des Vorstandes des Pfarrerrinnen- und Pfarrervereins der EKHN e.V. wiedergebe, ist ja schon hilfreich. Diesen Aufsatz in dieser Form überhaupt nicht abzdrukken oder aber mindestens den Autor zum exakten Recherchieren zu veranlassen, wäre allerdings der Sache noch dienlicher gewesen.

Das schreibe ich als ein Synodaler (Vorsitzender des Theologischen Ausschusses), der der flächendeckenden Neugliederung der EKHN-Dekanate durchaus offen kritisch gegenübersteht und dies auch in die Mitarbeit im Gesetzgebungsverfahren konstruktiv einbringt.

*Mit freundlichen kollegialen Grüßen!*

*Ulrich Weisgerber*

*Steggasse 15, D-55578 Wallertheim*



*Leserbrief zum Vortrag: Die Zukunft kleiner Gemeinden von Andreas Rohnke aus „Hessisches Pfarrblatt“ 3, Juni 2013*

Ich bin zwar Pfarrer i.R. der EKHN und kenne diese Kirche und ihren Umgang mit kleinen Gemeinden besser als den der EKKW, denke aber, dass Rohnke derselben Augenwischerei

aufgegessen ist, wie immer wieder auch hiesige Landessynodale: Wenn er die Vorgabe der Idealgröße einer EKKW-Gemeinde aus „finanztechnischer Perspektive“ von 3000 Gemeindegliedern übernimmt, folgt er dem Gedanken, dass alle Gemeinden der Landeskirche die durchschnittlichen Kosten einer Gemeindepfarrstelle gleichermaßen tragen müssten. Das aber ist im Blick auf die personelle und materielle Ausstattung und die Ansiedlung übergemeindlicher Pfarrstellen in bzw. bei großen Stadtgemeinden absolut ungerecht!

Die kleinen Gemeinden kommen mit *einem* Pfarrer, *einer* Pfarrerin aus, Küster und Organist arbeiten für wenig Geld nebenamtlich. Manchmal gibt es eine Schreibkraft für drei oder vier Stunden wöchentlich. Das ist meist schon alles.

Große (Stadt-)Gemeinden dagegen beschäftigen eine Sekretärin im Gemeindebüro, das täglich geöffnet ist. An der Kirchenorgel sitzt ein Kantor mit B- oder A-Prüfung, der ein volles Gehalt bezieht. (Oft sind die Gemeindeglieder noch Nutznießer der Chorarbeit und des von ihm erteilten Musikunterrichts und der Konzerte, die er gibt.) Der Küster an der meist großen Kirche hat wenigstens eine halbe Stelle inne. Steht eine Renovierung der großen Kirche an, verschlingt diese ein Vielfaches von dem, was in kleinen Kirchen anfällt. Die übergemeindlichen Pfarr- und Fachstellen dienen aus Gründen der mangelnden Mobilität der Glieder der kleinen Gemeinden in der Provinz zumeist nur den Gemeindegliedern der großen Gemeinden.

Fazit: Es ist aus finanztechnischer Perspektive vielleicht wohlfeil, die Durchschnittskosten für eine Gemeindepfarrstelle von allen Gemeinden zu verlangen. Gerecht ist es allerdings nicht.

Mir fehlt im Vortrag von Rohnke überdies der Abschnitt: „Kleine Gemeinden aus dem Blick des Herrn der Kirche“. In diesem Abschnitt hätte dann auch davon die Rede sein müssen, wo eigentlich die größeren Potentiale im Blick auf die Zukunft der Kirche und den Gemeindeaufbau liegen – in den kleinen oder den großen Gemeinden? – Und das bei wesentlich geringeren Kosten für Ausstattung und Unterhalt der kleinen Gemeinden!

*Manfred Günther*

*Lohgasse 11a, 35325 Mücke/Groß-Eichen*

## FÜR SIE GELESEN

**Bernd Jaspert (Hg.), *Kirchengeschichte als Wissenschaft*.** Aschendorff-Verlag, Münster 2013. 210 S. 29,80 €. ISBN 978-3-402-12952-4.

Ziel der zwölf biographisch gestützten und mit vorgegebener Strukturierung (Persönlicher Zugang zur KG, deren Aufgaben und Zukunftsperspektiven) versehenen Einschätzungen des aktuellen Standorts der „Kirchengeschichte als Wissenschaft“ im deutschen Sprachraum aus römisch-katholischer, evangelischer, rumänisch-orthodoxer und armenisch-apostolischer Sicht von Rainer Berndt SJ, Thomas Böhm, Daniel Buda, Mariano Delgado, Klaus Fitschen, Hacik Rafi Gazer, Martin H. Jung, Volker Leppin, Christoph Marksches, René Roux, Wolf-Friedrich Schäufele und Gury Schneider-Ludolff verfolgt, von unterschiedlichen Voraussetzungen und Ansatzpunkten ausgehend, das „Hauptziel“, „den Kirchengeschichte Studierenden eine Orientierung zu bieten“ (12). Zwei Fragehinsichten verbinden die in Einzelheiten (z.B. hinsichtlich einer kommunikativen Theoriesprache) recht unterschiedlichen Beiträge miteinander: Die institutionelle Positionierung der im weiten Sinne als „Christentumsgeschichte“ verstandenen KG zwischen allgemeiner Geschichtswissenschaft und Theologie (164) und der Bedeutung der Theologie als jeweiliger „Denkrahmen“ oder „Meta-Rahmen“ (56) der KG (Stichworte: „Theologizität und Historizität der KG“). Die durchweg betonte Notwendigkeit einer Kooperation der Kirchenhistoriker mit den „allgemeinen Geschichtswissenschaftlern“ im Blick auf Methoden und Niveau der Forschung (102) bedeutet aber gerade nicht die Preisgabe eines spezifisch theologischen und kirchlichen Horizonts der KG (132). Unterschiede sind vor allem im Erkenntnisinteresse (176) begründet: „Der Kirchenhistoriker betrachtet als Theologe die Geschichte mit anderen Interessen, anderen Fragestellungen und anderen Schwerpunkten als der Geschichtswissenschaftler“ oder auch der Religionswissenschaftler (ebd.).

Was den jeweiligen „Denkrahmen“ anbelangt, so herrscht eine auch durch persönliches Erleben beeinflusste Vielfalt, die von fundamentaltheologischen und universalgeschichtlichen Ansätzen bis hin zur Semiotik (109) und Spieltheorie (170) reicht. Erst recht herrscht im Blick auf die „Zukunftsaufgaben“ eine breite,

zuweilen allerdings durch die Einsicht in die „professionspropädeutische Zweckrationalität“ („employability“) des KG-Studiums doch einzuschränkende Wunschliste vor; neben eigenen Forschungen stehen eben konkrete Ausbildungsaufgaben! Dass die Territorialkirchengeschichte in manchen Beiträgen nicht übersehen wird (73), erfreut. Denn: „Die KG der eigenen Gemeinde, des eigenen Ortes, der Heimatregion ist für Lehrer und Pfarrer von besonderer Relevanz und bietet auch große didaktische Chancen“ (104). Allerdings müsste sie auch prüfungsmäßig abgesichert sein, sonst wird sie in viele Fällen höchstens „sitzscheinmäßig“ abgehakt, was aus mehreren Gründen schade ist: Gerade eine vom empirisch-historischen Befund ausgehende KG kann zu einer möglichst unbefangenen Würdigung der historischen Realitäten unter Zurückstellung theologischer und (vor allem) kirchenpolitischer Werturteile verhelfen, was angesichts der moralisierenden Neigungen nicht weniger Theologen wichtig ist (175). Sodann kann KG helfen, der Gefahr zu wehren, Identitätsfragen der Kirchen letztlich kirchenpolitisch zu lösen, indem z.B. eine Synode Recht und damit auch Historie setzt. Die Tendenz zum theologischen Totalitarismus ist aber genau so schlimm wie der Versuch, der Kirchengeschichte (nur) das „Heilswissen“, der „allgemeinen Geschichte“ aber das (höhere) „Bildungswissen“ zuzuschreiben. Es geht um „Vernetzungen“ und nicht um Bevormundungen!

Bernd Jaspert hat als umsichtiger und kenntnisreicher Herausgeber als „Hauptziel“ des Buches seine „Orientierungsfunktion“ für Studierende betont. Inwieweit sich die einzelnen Beiträge an diese Vorgabe gehalten haben, werden letztlich die Studierenden selbst entscheiden müssen, die meistens andere Biographien als ihre Lehrer aufweisen.

Karl Dienst



**Siegfried Keil: Sozialethik auf der Kanzel. Eine Marburger Predigtsammlung,** Fromm-Verlag 2012 (ISBN 978-3-8416-0239-8). 248 S; 49 €.

„Ich habe mein Leben lang gern gepredigt.“ bekennt Siegfried Keil, der von 1986 bis 2002 Evangelische Sozialethik an der Universität Marburg gelehrt hat. Die in dieser Zeit unter anderem an seinem Wohnort Cappel gehaltenen Predigten macht er mit dem vorliegenden Sammelband allen interessierten Lesern neu zugänglich.

Der erste Teil dieser Sammlung enthält Predigten, die Siegfried Keil im familiären Kontext anlässlich von Taufen, Trauungen und Trauerfeiern gehalten hat. Hier wird in besonderer Weise deutlich, dass eine gute Kommunikation des Evangeliums nichts Abstraktes ist, sondern sich zwischen Menschen, die gemeinsame Erlebnisse und Erfahrungen teilen, ereignet.

Den zweiten Teil des Buches bilden die Marburger Universitätspredigten. Thematisch spielt dabei das Thema Gerechtigkeit eine große Rolle, wobei es der Verfasser nicht versäumt, immer wieder ganz konkrete Bezüge zum lokalen Geschehen in Marburg zur Sprache zu bringen.

Der dritte und umfangreichste Teil des Sammelbandes bietet eine Auswahl der in Marburg-Cappel gehaltenen Gemeindepredigten des Autors. Auch in ihnen findet das Werben Siegfried Keils für ein zivilgesellschaftliches Engagement einen angemessenen Ausdruck.

Allen Predigten ist gemeinsam, dass sie gleichermaßen von der großen Gelehrsamkeit wie auch von der großen Lebenserfahrung ihres Verfassers zeugen. Ihre Stärke liegt sowohl in ihrer klaren Sprache und deutlichen Ausrichtung als auch in ihrem ebenso konkreten wie lebendigen biblischen Bezug.

In bester Tradition der Marburger Sozialethik gelingt es Siegfried Keil in seinen Predigten, das Persönliche mit dem Politischen zu verbinden. So zeigt er in vorbildlicher Weise, was es für ihn bedeutet, als evangelischer Gelehrter und Prediger die Sozialethik auf die Kanzel zu bringen. Und genau das macht den anregenden Charakter der Lektüre seiner Predigten aus.



**Macht des Glaubens – 450 Jahre Heidelberger Katechismus,** hrsg. im Auftrag von Refo500 von Karla Apperloo-Boersma und Herman J. Selderhuis, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen / Bristol 2013, 460 Seiten; 39,99 €, ISBN 978-3-525-55048-9.

Eine Doppel-Ausstellung in Heidelberg und im niederländischen Apeldoorn erinnert derzeit an 450 Jahre „Heidelberger Katechismus“ (siehe Seite 103ff). Das von der internationalen Plattform Refo500 herausgegebene Begleitbuch – umfangreich und prachtvoll bebildert – ist weit mehr als ein Katalog: Neben Abbildungen und Beschreibungen aller Exponate enthält es 17 wissenschaftliche Aufsätze. Sie behandeln die Geschichte und Theologie des „Heidelberger Katechismus“ sowie seinen jeweiligen Kontext in der Kurpfalz und in den Niederlanden. Zwar fehlt – wie in der Ausstellung – ein Abdruck des Katechismus selbst und eine für Laien geeignete Einführung in dessen Inhalt und Form. Doch erfährt man hier mehr über den interkonfessionellen Kontext oder auch über den Hauptautor Ursinus.

Wer es nicht nach Apeldoorn schafft, kann hier immerhin Abbildungen der Exponate des niederländischen Ausstellungsteils bewundern – etwa zur persönlichen Frömmigkeit des Königshauses.

*Martin Rothe*

## PRESSEINFORMATION

Versicherer im Raum der Kirchen, Bruderhilfe-Pax-Familienfürsorge

### Schutz vor Klimaschäden wird immer wichtiger

**Die Bruderhilfe Sachversicherung führt zum 1. Juli 2013 neue Angebote zur Hausrat- und Glasversicherung ein. Nach den umfassenden Änderungen vor zwei Jahren kommt der Versicherer im Raum der Kirchen jetzt der Empfehlung des Gesamtverbandes der Deutschen Versicherungswirtschaft (GDV) mit der Einführung neuer Tarifzonen nach.**

Ob Unwetter, Hochwasser oder Starkregen – der Klimawandel macht auch vor Deutschland nicht halt. Die Schäden werden in Zukunft weiter zunehmen. Mit den neuen Bedingungen erfolgt nun eine detailliertere und risikogerechtere Tarifzoneneinteilung für die Viergefahrendeckung (Feuer, Leitungswasser, Einbruch-Diebstahl, Sturm/ Hagel), Überspannung und Fahrraddiebstahl. So sind zum Beispiel innerhalb einer (Groß-)Stadt künftig mehrere Tarifzonen möglich. Mit den aktuellen Bedingungen reagiert der Versicherer im Raum der Kirchen als einer der ersten am Markt auf die GDV-Empfehlung und wird damit auch den Anforderungen des Verbraucherschutzes gerecht.

Vor dem Hintergrund der aktuellen Hochwasserkatastrophen ist es zunehmend wichtiger, dass sich private Haus- und Wohnungsbesitzer mit einer Elementarschadenversicherung vor solchen Phänomenen schützen. In der neuen Hausratversicherung Classic sind solche Risiken auch weiterhin zusätzlich zum umfassenden Grundschutz mit versicherbar.

Die sogenannte Talarklausel als kirchenmarktspezifische Besonderheit wurde in den neuen Bedingungen weiter gefasst. Zuschlagsfrei mitversichert bis 5.000 Euro sind nun auch private Hausratgegenstände, die zur Ausübung eines Berufs oder Amtes dauerhaft in der Kirche oder kirchlichen Einrichtungen, wie zum Beispiel Kindertagesstätten, Gemeindehäusern oder Stationszimmern, untergebracht sind.

## AUCH DAS NOCH ...

### Aus einem KV-Protokoll:

„Die Architektin stellt dem KV einen Entwurf vor. Es ist ein polygamer Baukörper, dessen Grundriss verdeutlicht, dass jeweils die Eckstücke abgeschnitten wurden.“

*(aus: Korrespondenzblatt Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern, Nr. 2, Feb. 2012, S. 36)*

**Herausgeber und Verleger:** Ev. Pfarrerinnen- und Pfarrer-verein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Ev. Gemeindeamt, Barfüßertor 34, 35037 Marburg, [www.ekkw.de/pfarrerverein](http://www.ekkw.de/pfarrerverein).

**Redakteure:** Pfr. Maik Dietrich-Gibhardt, Rosenstr. 9, 35096 Weimar, Tel. (0 64 21) 97 15 86; Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Gensungen, Tel. (0 56 62) 44 94 / Fax (0 56 62) 67 45.

**Redaktionsanschrift:** Pfr. M. Dietrich-Gibhardt, Haspelstr. 5, 35037 Marburg, Tel. (0 64 21) 91 26 13 / Fax (0 64 21) 91 26 33, E-Mail: [maik.dietrich-gibhardt@ekkw.de](mailto:maik.dietrich-gibhardt@ekkw.de).

**Redaktionskommission:** Pfr. Frank Illgen, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. (05 61) 400 79 89, [pfarrverein@ekkw.de](mailto:pfarrverein@ekkw.de); Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein, Freiligrathstraße 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 602-0, Fax (0 61 51) 60 28 98; Pfr. Dierk Glitzenhain, Walkmühlenweg 7, 34613 Schwalmstadt-Treysa; Pfrin. Susanne Holz-Plodeck, Rheinstr. 3a, 65597 Hünfelden, [pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de](mailto:pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de).

**Druck:** Plag, gemeinnützige Gesellschaft zur Entwicklung neuer Arbeitsplätze mbH, 34613 Schwalmstadt.

Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.

ISSN – 0941 – 5475

**Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 2. 9. 2013**

---

## Inhalt:

Editorial ..... 90

Pfarrerinnen und Pfarrer trafen sich  
im Haus Oranien in Fulda  
Zukunft des Pfarrerberufs zentrales Thema  
beim Kurhessischen Pfarrtag ..... 91

Inklusion – Ein Beitrag zur Diskussion  
Die Einbeziehung behinderter Jugendlicher  
im Konfirmandenunterricht  
*Annette Hestermann* ..... 91

Unbezahlter Dienst für Leib und Seele  
Diakonissen in Hutten 1923 bis 1945  
*Hans-Hermann Wischnath* ..... 97

Ausstellung „Macht des Glaubens“ in Heidelberg  
Aus der Kurpfalz in alle Welt  
*Martin Rothe* ..... 103

Leserbriefe ..... 105

Für Sie gelesen ..... 107

Persönliche Nachrichten ..... 109

Presseinformation ..... 111

Auch das noch ..... 111

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Schriftleitung behält sich vor, Beiträge, Leser/innen-Reaktionen etc. nicht zu publizieren bzw. zu kürzen.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Pfarrvereine oder der Schriftleitung wieder. Namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben mit allen Rechten bei den Autoren und Autorinnen.

Für die Richtigkeit von Angaben, Daten, Behauptungen etc. in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen kann der Herausgeber keine Haftung und Gewährleistung übernehmen; sie werden jedoch nach bestem Wissen und Gewissen wie Verhältnismäßigkeit des Einsatzes von Mitteln und Ressourcen überprüft.

Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Postvertriebsstück D 1268 F

Gebühr bezahlt beim Postamt Frankfurt 1

Abs.: Pfarrerverein, Melsunger Straße 8 A, 60389 Frankfurt